



Extrablatt

500 Jahre Pfarrkirche Ottensheim

Nr. 195 a -2020-3



Impressum / Kontakt

Medieninhaber, Herausgeber:

Pfarre Ottensheim, 4100 Ottensheim; Bahnhofstr. 2;

Tel.: 07234 84165; E-Mail: pfarre.ottensheim@dioezese-linz.at

Web: www.dioezese-linz.at/ottensheim

www.facebook.com/PfarreOttensheim

Konzept:

Arbeitskreis Öffentlichkeitsarbeit

Layout: Johannes Gierlinger

Titelbild: Rudolf Hagenauer (2020)

Aus der Redaktion

Wolfgang Stifter hat für das Pfarrblatt 195 (Oktober 2020) einen Beitrag über die Baugeschichte der Pfarrkirche Ottensheim verfasst. In der Druckausgabe finden Sie eine 2-seitige „Kurzfassung“. Die Langfassung mit weiteren Fotos und Exkursen bilden den Großteil der hier vorliegenden, online zugänglich gemachten, Extranummer des Pfarrblatts, aus Anlass des 500-Jahr-Jubiläums der Ottensheimer Pfarrkirche. (

Die für Oktober geplant gewesene Feier dieses Jubiläums ist wegen Corona nunmehr für Mitte 2021 geplant (26. Juni 2021).

Zur Geschichte von Pfarre und Pfarrkirche Ottensheim

Vermutlich wurde 1520 das Gebäude der heutigen Pfarrkirche fertiggestellt. Das ist für die Pfarre Anlass, einen Blick in die Geschichte der Pfarre Ottensheim und ihrer nunmehrigen Pfarrkirche zu werfen.

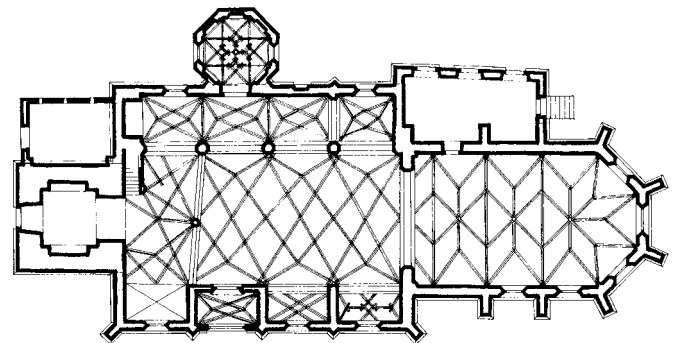
Zunächst war Ottensheim eine Filiale (Tochterpfarre) von Gramastetten. Diese große Pfarre war vom letzten Babenbergerherzog Friedrich dem Streitbaren im Jahre 1242 dem Stift Wilhering geschenkt worden.

Bevor aber Ottensheim eine selbständige Pfarre wurde, gab es schon die „uralte“ kleine Pfarre Höflein. Wahrscheinlich um eine weitere Ausdehnung der grundherrschaftlichen Pfarrei Höflein zu verhindern, hat der Abt von Wilhering Ottensheim zur Pfarrei erhoben. Der zeitliche Abstand der Pfarreigründungen dürfte nicht sehr groß gewesen sein.

Der erste Pfarrer in Ottensheim ist eigentlich der Abt von Wilhering und der Pfarrvikar sein Stellvertreter vor Ort.

Es gibt noch ein weiteres Gotteshaus, das älter ist als die Pfarrkirche: Von der Linzer Straße aus Richtung Sportplatz ist auch heute noch die „Wallseer (oder später die Wilheringer) Spitalkirche“ zu sehen. Sie ist wahrscheinlich das älteste Kirchengebäude von Ottensheim. Um 1400 war das Adelsgeschlecht der Wallseer bereits im Besitz dieser Kirche.

Sowohl die Höfleiner Kirche als auch die Spitalkirche wurden unter Kaiser Joseph II. aufgelassen und dann für private Zwecke genutzt.



Die heutige Pfarrkirche wurde in der Zeit von 1462 bis 1476 gebaut. Der Baumeister ist unbekannt. Wegen Geldknappheit und wiederholter Hussiteneinfälle war die Vollendung erst um 1520 möglich.

Es liegt die Vermutung nahe, dass es an der gleichen Stelle schon vorher eine Holzkirche gab, die dem Heiligen Ägidius geweiht war.

Der heilige Ägidius war ein griechischer Kaufmann, der als Abt des Kloster Saint-Gilles in Südfrankreich wahrscheinlich im Jahr 720 gestorben ist. Er ist einer der vierzehn Nothelfer und war im Mittelalter einer der populärsten Heiligen Europas. Sein Gedenktag ist der 1. September.

In der Mitte des Hochaltares der Pfarrkirche Ottensheim ist dieser Heilige mit einer Hirschkuh dargestellt.

Siegfried Ransmayr

Quelle: Josef Mittermayer, Die Pfarrkirche Ottensheim und ihre ehemaligen Nebenkirchen (1967)

500 Jahre Pfarrkirche – ein gebautes Glaubensbekenntnis (1)

Die Größe des Glaubens lässt sich nur erahnen, der viele Generationen von Bürgern in Ottensheim im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit dazu bewegt hat, unsere Pfarrkirche, dieses monumentale Bauwerk zu errichten. Vor fünfhundert Jahren ist es fertiggestellt und geweiht worden. Diese Glaubensüberzeugung gepaart mit enormem Wissen, bautechnischer Erfahrung und handwerklicher Fertigkeit haben es möglich gemacht. Um es zeitlich einordnen zu können: Es war ungefähr die Zeit, in der Michelangelo die Deckenfresken für die Sixtinische Kapelle im Vatikan gemalt hat, das bekanntere „Weltgericht“ an der Stirnwand der Sixtina ist erst etwa zwanzig Jahre später fertig geworden.

Bauplatz und Fundament

Das Wesentliche für die Standfestigkeit eines monumentalen Gebäudes ist das Fundament, das auf möglichst stabilem Untergrund errichtet werden sollte. In Ottensheim dürfte es ein Ausläufer des Granitfelsens sein, auf dem auch das Schloss thront, der Stabilität über Jahrhunderte hin garantiert und der die tausend Tonnen von Gestein trägt, aus dem die Kirche gebaut ist.

Die Ausrichtung ist traditionsgemäß nach Osten. Vom gewählten Grundriss her, dürfte es sich wohl so ausgegangen sein, dass man innerhalb des befestigten „Grabens“ bleiben konnte bzw. musste. Wie dominant die Kirche schon damals war, zeigt sich dann, wenn man sich die Restfläche bis zum Inneren Graben vor Augen hält, da bleibt neben dem Marktplatz kaum etwas für die Bürgerhäuser übrig, außerhalb lebte man ungeschützt.

Exkurs: Die Stiftskirche Wilhering

1733 ist die Stiftskirche durch Brandlegung zerstört worden. Es war eine romanische (siehe Portal) bis frühgotische Kirche (siehe Eingang in den Kapitelsaal). Man muss sie sich so ähnlich vorstellen wie die Klosterkirche von Heiligenkreuz im Wienerwald: schlicht, schmal, hoch, kleine Fenster, weiß.

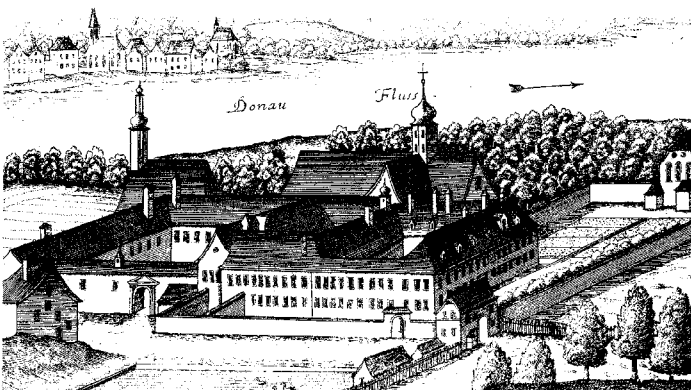
Wie die Inneneinrichtung damals war, ist (mir) nicht bekannt. Ob die Wilheringer Zisterzienser schon damals von ihrer Ordensregel, die maximale bauliche Schlichtheit einfordert, abgerückt sind, weiß man ebenfalls nicht.

Jedenfalls folgten die Neubaupläne von Abt Johannes Hinterhölzl ganz anderen, eigentlich dem zisterziensischen Geist widersprechenden Vorstellungen. Barocke Opulenz war angesagt, und man gab gleich ein imposantes Chorgestühl bei bayrischen Schnitzkünstlern in Auftrag. In der Umbauphase stellte sich aber heraus, dass es viel zu aufwändig wäre, ein neues Fundament für eine deutlich weitläufigere Kirche herzustellen. Der Boden im Augebiet (die Zisterzienser siedelten fast immer in unwegsamen Gegenden wie Wäldern und Augebieten, die sie urbar machten) war viel zu instabil und hätte erst mühsam durch unzählige Fuhren mit Steinblöcken belastbar gemacht werden müssen. Also beließ man notgedrungen den schmalen Grundriss und mauerte nur „luftig“ und lichtdurchlässig in die Höhe.

Das inzwischen fertige Chorgestühl hatte naturgemäß im schmal belassenen Chor keinen Platz, folglich stellte man es in das Querschiff, das dadurch optisch abgeschottet ist. Zwei große vergoldete Medaillons kaschieren diese Notlösung und zieren den Blick vom westlichen Kirchenschiff in den Chor gegen Osten. Die Kirche wirkt daher wie ein Langhaus ohne Vierung (= das Zusammentreffen von Hauptschiff und Querschiff).

In zwei Dekorierungsphasen wurde eine opulente optische Einheit erzielt: Über das fertige barocke „Bandwerk“ wurde – weil es gerade hochmodern geworden ist – ein Rokokogeflecht mit asymmetrischen Muschelformen und Hunderten von Engelsköpfen (Putti) gezogen.

Das Ergebnis dieser Kompromisslösung wird bis heute bestaunt.



500 Jahre Pfarrkirche – ein gebautes Glaubensbekenntnis (2)

Die Bautechnik im Mittelalter

Über dem gewählten Grundriss mit Langhaus, Apsis/Altarraum und Turmbau wurden auf dem Fundament die Mauern hochgezogen.

Das Material besteht aus Hau-Steinen und unförmigen Feld-Steinen, die überall auf den Äckern gefunden werden, wenn sie im Laufe der Geschichte durch Frost langsam aus dem Boden gehoben werden.

Die Hau-Steine mit plan zurechtgemeißelten Lagerflächen bilden die Ecken.

Massive Blöcke mit hohem Eigengewicht, die von äußerst versierten Steinmetzen zugerichtet worden waren, wurden kreuzweise ineinandergreifend fast ohne Bindemittel übereinander gelagert.

Um die Stabilität sichtbar zu machen, blieben diese Ecksteine sozusagen als Qualitätsnachweis oft unverputzt. (Bild unten)



Die Eckpositionen sind immer die heikelsten Stellen eines Bau-

werkes, weil dort eine Mauer gleich nach drei Richtungen auseinanderfallen könnte. Für Zwischenräume wurde weniger wertvolles Material verwendet.

Das nächste Problem sind die Öffnungen in einer Mauer. Kleine Fenster konnte man noch einfach mit einem Steinblock überbrücken. Klein war gut, denn Glas war teuer und selten und nicht überall leicht verfügbar.

Der Ehrgeiz der Baumeister und die Notwendigkeit, Licht in den Raum zu bringen, machten erfinderisch, und für Torbauten wurden (schon von den Römern!) eigene Bogenkonstruktionen entwickelt: Über einem hölzernen Leergerüst, das in Form und Größe der späteren Öffnung entspricht, werden exakt zugehauene Steine geschichtet.

Die Maßgenauigkeit garantierte die Verwendung von Zirkel und Winkelmaß, noch heute die Zunftzeichen der Steinmetze.

Das wichtigste Stück ist der Schluss-Stein, der zuletzt die Konstruktion verkeilt und verspreizt und die vertikalen Lasten seitlich abführt.

Dort braucht es eine entsprechende Gegenstrategie. Wer oder was hält dem seitlichen Druck stand? Es müssen äußerst massive, unverrückbare Mauern sein mit Strebepfeilern und Strebewänden, oder der Gegendruck der benachbarten Öffnung.

So konnten schon bald Bogen- und Fensterreihen entwickelt werden. Auch schmale sehr hohe Fenster waren bald kein Problem, aber der große technische Aufwand für Öffnungen rief auch bald

das Bedürfnis nach einer entsprechenden optischen Gestaltung mit Profilen, Zierat, und Figurenschmuck hervor. Man wurde in der Gestaltung mutiger und verspielter: Das Fenster links neben dem Südportal (Bild unten) weist schon einen sog. Kielbogen bzw. „Eselsrücken“ auf, daher ist es der Spätgotik zuzurechnen.



Größere Spannweiten zu überbrücken, war da schon schwieriger. Man wollte unbedingt von den mit Holztramen flach gedeckten Raumabschlüssen wegkommen, nicht zuletzt wegen der Brandgefahr, die von dieser Konstruktion ausging. Ein Blitzschlag konnte den Dachstuhl in Brand setzen, der sich dann leicht über die Holzdecke auf den ganzen Kirchenraum ausbreitete und diesen zerstörte. Alle frühen christlichen Basiliken waren flach eingedeckt und sind es bis heute.

Die Gewölbetechnik

Massive Rundbögen hintereinander zu stellen (Tonnengewölbe), war sehr materialaufwändig. So entwickelte man die tragende steinerne Rippe, die netzartig den Raum überwölbt, und man

500 Jahre Pfarrkirche – ein gebautes Glaubensbekenntnis (3)

schließt die verbleibenden Zwickel mit leicht bombierten Ziegelflächen. (Bild unten)



Spannend wurde es, wenn man das in die Höhe gekeilte Leergewölbe entfernte, da stürzte oft etwas ein. Dass man sich auch bei dieser Konstruktionsmethode bald spielerisch verhielt, zeigen die südlichen Seitennischen unserer Kirche mit scheinbar abgebro-

chenen Rippen (Bild rechts), ein typisches Zeichen für die Spätphase eines Stiles.

Es muss nach 1475 gewesen sein, denn diese Jahreszahl kann man außen auf dem entsprechenden Stützpfiler noch lesen.

Eine bildliche Vorstellung sollte man sich auch von den diversen mechanischen Hilfskonstruktionen machen, mit denen die Kraft des einzelnen Menschen oder Zugtieres vervielfacht werden konnte:

Winden, Flaschenzüge, Hebel, Laufräder und so manche andere Erfindung, wie wir sie aus den Skizzenbüchern des Leonardo da Vinci kennen.

Der endlich nach vielen Dezenen fertigestellte Raum – das



Fotos S 4+5: Wolfgang Stifter

Gewölbe trägt einen (übermalten) Schluss-Stein mit der Jahreszahl 1503 - bekam bunte Fenster aus vielen kleinen farbigen Glasstücken. Im Stephansdom gibt es in der nordöstlichen Apsis noch vergleichbare Beispiele, an denen wir die doch etwas gedämpfte Lichtwirkung ablesen könnten.

Exkurs: Spätgotik

In fast jeder Spätphase eines Baustiles wird die erworbene Technik auf die Spitze getrieben, man muss unbedingt beweisen, was technisch alles möglich ist. In Königswiesen hat man mit einem komplizierten und äußerst dekorativen Schlingrippengewölbe den Raum überspannt – sehenswert! Und bei anderen Kirchen hat man durchbrochene Turmhelme erfunden, die optisch nicht vor Regenwasser schützen können.

Dass gewichtige Pfeiler den Gewölbedruck auffangen können, wurde schon erwähnt.

Damit diese aber nicht zu plump wirken, wurden als zusätzliche „Gewichte“ diesen sogenannte Fialtürmchen aufgesetzt, zierliche Steingebilde mit sog. „Krabben“, die in einer „Kreuzblume“ enden. Ein ganzer „Wald“ von solchen Türmchen kann manche gotische Kathedrale begleiten. Vielleicht erinnern sich manche an Notre Dame in Paris aus der Vogelperspektive, wie der Bau nach der Brandkatastrophe von oben ausgesehen hat.

Ein schmales helles Band deckte provisorisch den Kirchenraum ab, der fast nur ein Drittel des Gesamtkomplexes ausmacht. Das

nicht abgedeckte russgeschwärzte Drumherum dient nur der Stützung, des filigranen Raumgebildes.

Wer diesen Raum einmal gesehen hat, wird überwältigt gewesen sein von diesem Netzwerk aus Stein und Glas, das von unsichtbarer Hand gehalten wird, und von der transzendenten Wirkung.

In anderer Weise „übermütig“ war Michelangelo, als er bei der Porta Pia in Rom den Schlussstein so setzte, als würde er seiner Funktion beraubt schon etwas abgestürzt sein, „Manierismus“ nennt man eine solche künstlerische Haltung.

500 Jahre Pfarrkirche – ein gebautes Glaubensbekenntnis (4)

Die Inneneinrichtung im Mittelalter

Diese müssen wir uns so ähnlich wie den Altar in der Filialkirche von Pesenbach vorstellen: Bilderreiche Flügelaltäre mit verschiedensten Erzählungen aus der Heiligen Schrift, für den Wochentag einfacher, nur gemalt, am Sonntag schon deutlicher, plastischer, bunter, und nur an den hohen Festtagen wurde ein eindrucksvolles Schauerlebnis mit vergoldeten Figuren geboten. Als Beispiel mag uns hier die Marienkrönung von Michael Pacher im Hochaltar von St. Wolfgang dienen. Es ist schon vorstellbar, dass die Gläubigen dem Schauerlebnis an Festtagen entgegenfieberten, da man sie unter dem Jahr bildlich kurzgehalten hat. In Ottensheim ist aus dieser Zeit nur das steinerne Ölbergrelief an der südlichen Außenseite erhalten. (Bild unten)

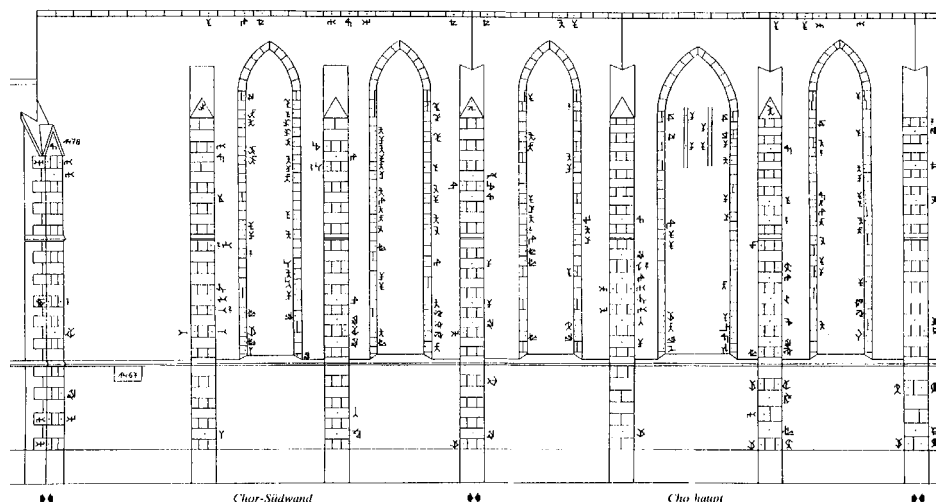
Die Barockzeit ging grob mit dem kulturellen Erbe um. Es ist vorstellbar, dass unsere ganze Kirche mit einer üppigen barocken Einrichtung versehen war, die alles Mittelalterliche radikal ersetzte, das man also thermisch verwertete, sprich: verheizte. So blieben uns in Oberösterreich zwar weit über hundert gotische Kirchen erhalten, aber nur 14 gotische Flügelaltäre.

Das Barock selbst aber wurde wiederum „Opfer“ einer grundlegenden Regotisierung in der Zeit des Historismus (ab ca. 1850).

Nur ganz hinten stehen in unserer Pfarrkirche noch Bänke mit einem rokokoartigen Profil, und die Sakristei stammt aus dem Barock.

Exkurs: Der Umgang des Barock mit der Gotik

Eine Marienstatue im Familienbesitz als Fallbeispiel: Mein Vater Alfred Stifter fand vor fast 100 Jahren am Dachboden des Pfarrhofes von Laakirchen, wo er in der Pfarrkirche Glasfenster und ein Altarbild in Frescotechnik schuf, eine völlig desolate geschnitzte Marienstatue, offensichtlich schon als Gerümpel eingestuft. Er bekam sie geschenkt, hatte allerdings an den Gesichtszügen Marias schon deren historischen Wert erkannt. Es stellte sich heraus: Eine gotische Statue, die Gottesmutter mit dem Jesuskind. Man hatte ihr allerdings in der Barockzeit den Hals abgesägt und eingekürzt – wir kennen die überlangen Hälse der gotischen Figuren, die ihnen diese typische Grazie verleihen – und man hat die mächtigen Schüsselfalten des Kleides mit einem Beil abgehackt. Dafür wurden mit Holznägeln bemalte Brettchen aufgebracht, die wie die steifen, weißen Mäntelchen wirken sollen, wie wir sie von der Mariazeller Madonna kennen. Zwei mächtige barocke Kronen als optischer Aufputz überhöhen die Gesamtwirkung, der gotische Kern ist wirklich kaum mehr zu erkennen.



500 Jahre Pfarrkirche – ein gebautes Glaubensbekenntnis (5)

Von der Neugotik in die Gegenwart

Die Neugotik war die „Hochzeit“ der Ottensheimer Altarschnitzkünstler. Von hier aus wurde nicht nur unsere Kirche, sondern auch eine ganze Reihe von Sakralbauten mit einer stilistisch einheitlichen Einrichtung versehen, bei uns einschließlich der Orgel und der Glasfenster aus einer Tiroler Werkstatt. Die Namen Keplinger, Rabeder u.a. seien hier angeführt. Wer genau schaut, wird aber auch innerhalb dieser historisierenden Stilrichtung Qualitätsunterschiede erkennen: Unser Hochaltar ist aus künstlerischer Sicht eher nach dem Zufallsprinzip arrangiert: In der Mitte eine dunkle, höhlenartige Nische, in der kaum die Konturen des Hl. Ägidius zu erkennen sind, während rechts der Hl. Bernhard in seiner hellen Kutte alles überstrahlt, links wiederum im Schwarz-Weiß des klerikalen Gewandes der Hl. Aloysius, die so zu dritt eine heterogene Gruppe bilden und ästhetischen Ansprüchen nach einer gestalterischen Einheit kaum entsprechen können. (Bilder unten)



Exkurs: Die Bewertung der Neugotik

Die Neugotik, ehemals als „Reissbrettarchitektur“ abgekanzelt, hat durch Kunsthistoriker in den letzten Jahrzehnten eine weniger künstlerisch-kritische als eher beschreibende Wertung erfahren, daher ist es auch nicht mehr so einfach, das Denkmalamt von einer als notwendig erachteten Umgestaltung zu überzeugen. Dass die Neugotik dennoch oft ein unharmonisches Stückwerk darstellt, ist nicht zu übersehen. Es gibt fotografische Dokumente von Lagerbeständen, wo man in verschiedenen Größen die diversen Köpfe (alt, jung, männlich weiblich, bärtig, ritterlich, mönchisch...) aufgereiht sieht, die dann mit unterschiedlichen Leibern zusammengesetzt werden können. Da kann es schon passieren, dass man ins falsche Regal greift. Bei genauer Betrachtung kann man bei den Ottensheimer Altären sehen, dass die verschiedenen Schnitzer nicht überall die richtige Größe erwischt haben. Ägidius ist zu klein, der Hl. Bernhard zu groß, der Hl. Florian ebenfalls und der Hl. Josef hat einen zu großen Kopf. Es waren insgesamt sehr viele verschiedene Schnitzer am Werk, das dadurch nicht wie aus einem Guss wirken kann. Außerdem wurde früher oft kritisiert, dass die Heiligen durchwegs zu gestylte Schönlinge sind, denen man ihr außerordentliches Wirken nicht abnimmt. Das war in früheren Stilepochen anders, da wurden unverwechselbare Charaktere auch expressiv überhöht bildlich dargestellt.



Fotos S. 6+7: Rudolf Hagenauer

500 Jahre Pfarrkirche – ein gebautes Glaubensbekenntnis (6)

Gegenüber der Kanzel war als optisches Gegenstück bis in die 1950er Jahre eine monumentale Herz-Jesu-Statue montiert, und 14 Kreuzwegstationen mit üppigen Rahmen füllten die wenigen restlichen Wandflächen. Die Kirche war übervoll.

In den 1960er Jahren wurde von meinem Vater Alfred Stifter eine erste Redimensionierung des neugotischen Inventars vorgenommen. Der Kreuzweg wurde abgenommen, aus sechs Stationen wurde ein provisorischer Volksaltar gezimmert, und eine Station bildete den Ambo. Alfred Stifter hat dafür in dezenten Grautönen die 14 Stationen des Leidensweges in die Felder der Empore gemalt.

Ich selbst habe 1993 mit einer Neugestaltung des Altarraumes und mit entsprechendem Mobiliar Platz für die liturgischen Erfordernisse nach dem 2. Vatikanischen Konzil geschaffen: Die Wege zu den hinteren Sitzbänken wurden freigemacht, der wertvolle Taufstein als wichtiger liturgischer Ort wanderte aus der hintersten Nische nach vorne in den Altarraum, der durch neue Bänke, einen neuen, runden Altar, der auf vielen Beinen steht und einen neuen Ambo aufgewertet wurde. Jetzt ist viel Platz für die verschiedenen Festlichkeiten, auch Platz für den Chor und für eine kleine Orgel.

So leistet jede Generation ihren Beitrag zum Erscheinungsbild ihrer Kirche, die immer im Wandel der Zeiten stehen wird.



Wolfgang Stifter

